Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 18

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Kunst auf der Straße. Unter der Spannung einer Eisenbahnbrücke, am Eingang zu der Budenstadt der Frühlingsmesse in Bern, hängen an einer langen Wand wohl an die dreihundert „Gemälde". Was das Volk liebt, hat hier ein kunstsinniger Hausierer zusammengetragen: Bilder aus der biblischen Geschichte neben Frauenbüsten, an denen das Décolleté die Hauptsache ist, schauerlich herrliche Kampfesszenen aus dem russisch-japanischen Krieg neben rührenden Bildern aus dem trauten Familienleben, wundervolle schweizerische Landschaften neben Bildern voll patriotischer Begeisterung: Kaiser Franzel im Kreise der Seinen, der liebe alte Herr mit dem schönen weißen Bart, Rußlands großer, ruhmreicher Zar und Kaiser Wilhelm II. mit dem martialischen Blicke und Schnurrbart. Die Menge drängt sich vor der Bilderreihe. Sie staunt und gafft. Und diese Gemälde kosten nur Fr. 1.50. Das ist im Vergleich zu ihrer Schönheit fast geschenkt. Fr. 1.50! Man staune. Und man kauft diese beinahe geschenkten Helgen, trägt sie andachtsvoll nach Hause und hängt sie am Ehrenplatze in der guten Stube auf.

Das Herz tut einem weh, wenn man diese Versündigungen gegen den Geschmack sieht, diese Ausgeburten miserabelsten Stümpertums, diesen Blödsinn der Form und des Inhalts. Man möchte die Menschen am Arme packen und schütteln, wenn man sie vor Bewunderung und Staunen Maul und Nase aufreißen sieht. Aber nicht diese vierzehn Tage währende Ausstellung (es ist ja schon mehr als lange genug) birgt die Hauptgefahr! Diese liegt darin, daß die Bilder als kostbare Schmuckstücke in die Zimmer gehängt und der Jugend als Kunst, heilige Kunst vorgehalten werden. „Schön ist häßlich und häßlich ist schön". Und die Kinder glauben daran, vertrauen den Eltern, die das Verwerflichste als verehrungswert bezeichnen.

Und wenn man daran denkt, daß der Kunstwart für 30 Cts. Kunstwerke bietet, daß die Leute um den fünften Teil des Geldes, das sie auswerfen, sich Bilder erwerben könnten, die wahrhaft zur Erbauung dienten! Freilich, solch rote Wangen und solch rote Lippen, solch schwarze Augen und solch blondes Haar, solch goldig glänzenden Heiligenschein hat die Mutter Gottes nicht, die auf den Blättern der Kunstwartunternehmung zu sehen ist.

Wäre es wohl unmöglich, daß irgend eine Vereinigung, die sich die Ausbreitung der Kunst im Volke zur Aufgabe gesetzt hat, eine ähnliche Ausstellung mit künstlerischen Bildern veranstaltete, auch sie Kunst auf der Straße bieten würde?

Zürcher Stadttheater. Oper. Zu spät in der Saison kam leider Frau Marguerite Sylva von der Opéra Comique in Paris, die, wie voriges Jahr, wieder als Carmen und Gretchen im „Faust" gastierte. Obwohl bei ihrem letzten Gastspiele das Urteil einstimmig dahin gelautet hatte, daß die Carmen vollendeter nicht gespielt und gesungen werden könne, ließ der Besuch viel zu wünschen übrig und wurde auch nicht besser, nachdem die Künstlerin sich als Carmen beinahe noch selbst übertroffen hatte. Die Theatermüdigkeit hat das Publikum eines großen Genusses beraubt. Die Carmen mit so viel hinreißendem Temperament und so feinem, französischem Geschmack zugleich gespielt zu sehen, werden wir wohl lange nicht mehr Gelegenheit haben. Der Gast hatte Spiel und Vortrag mit verschiedenen neuen, geradezu kongenial erfundenen Zügen ausgestattet. Weniger günstig liegt Frau Sylva das Gretchen. Ihre prachtvolle, sonore Altstimme, die auch gesanglich eigentlich für die Rolle der Carmen prädisponiert ist, eignet sich wenig für ausgesprochene So-

pranpartien, und so wundervoll sie auch im „Faust“ spielte, das stimmliche Manko konnte sie doch nicht ganz verdecken. Außerdem harmoniert an sich ein französisches Gretchen mit der deutschen Umgebung weniger als eine französische Carmen.

Der Besuch dieser beiden Vorstellungen hatte jedenfalls auch darunter zu leiden, daß nun auch das Zürcher Theater „Maifestspiele“ arrangieren will. Wagners „Ring der Nibelungen“ soll an vier Tagen einer Woche in der ersten Hälfte des Mai zur Aufführung kommen. Die mitwirkenden Solisten sind sämtlich Namen ersten Ranges; mehrere sind auch für Bayreuth engagiert. Die Festspiele werden auch als finanzielles Experiment interessant sein; die Preise sind, wenn auch keineswegs höher als in auswärtigen Hoftheatern, auch im Abonnement so heraufgesetzt worden, wie es in Zürich unseres Wissens noch nie geschehen ist. Doch bewährt vielleicht auch diesmal das Außergewöhnliche seine Anziehungskraft. Daß das Publikum jetzt nachdem der Frühling hereingebrochen ist, nur mit besondern Mitteln zu fangen ist, bewies noch kürzlich das fast ganz leere Haus in einer Aufführung des „Maskenballs“ von Verdi. Freilich muß diese Oper mit ihrem gänzlich interesselosen Texte und ihrer mit bösen Trivialitäten allzu reichlich versetzten Musik trotz mancher Genialitäten schon sowieso in nächster Zeit zum toten Inventar gezählt werden.

E. F.

— Vom Schauspiel ist aus der letzten Zeit nicht allzuviel zu vermelden. Über Feydeaus paprizierte Fadaise „Kümmre dich um Amélie“ viel Worte zu verlieren, würde den Verdacht des Zeilenschindens wecken. Das Stück lebte von den zwei Trägern der Hauptrollen, Frl. Johanna Terwin und Hrn. Wünschmann. Um dieser trefflichen Besetzung willen allein — so wollen wir wenigstens zu Ehren des guten Geschmacks annehmen — hat die Farce bis jetzt stets volle Häuser (im Pfauentheater) erzielt. Ob dies auch in die Sommersaison hinein vorhalten wird, wenn Johanna geht und nimmer wiederkehrt, ist hoffentlich zweifelhaft.

Von zwei Momenten haben wir eben gesprochen: die Wintersaison geht mit dem 30. April zu Ende, und die Zeit tritt ein, da nur auf der Pfauentheaterbühne, unserer kostbaren Schauspielfiliale, weiter gemimt wird. Zum andern: mit Ende des April verläßt uns Frl. Johanna Terwin. Ist jenes namentlich bei diesem einzig herrlichen Frühlingswetter kein sonderlicher Schaden (denn so ein Theaterwinter ist für den, der den Vorstellungen stets mit einer unsichtbaren Feder in der Hand beiwohnen muß, eine sehr längliche Sache) — so bedeutet dieses einen reellen, höchst bedauerlichen Verlust. Die Terwin hat sich im Laufe ihres Zürcher Theaterdienstes zu einer ersten Kraft emporentwickelt, zu einer Charakterschauspielerin, die ihrem Repertoire immer neue wichtige Rollen einfügte, so daß sie, die in deutschen und französischen Schwänken eine sprudelnde Fülle pikanter Verve entwickelte, Rollen wie die Nastja und Liesa Protassow in Gorkis beiden Dramen, die Regine und Nora, die Salome, in letzter Zeit dann die Elektra und die Fräulein Julie mit ausgezeichnetem Gelingen verkörperte. Ein behender Bühnenverstand, eine erstaunliche Kunst der Einfühlung in psychologisch komplizierte, von der Norm abliegende Charaktere, dazu ein eminentes Geschick, in Maske, Haltung und Kleidung eine Figur glaubhaft hinzustellen — das sind Qualitäten, die es wohl verstehen lassen, daß die Dame, die noch in jungen Jahren steht, bereits den Weg an das Hoftheater in München gefunden hat, und bei ihrem rastlosen Eifer, dem völligen Aufgehen in ihrem Beruf darf man getrost die Erwartung aussprechen, daß Frl. Terwin noch eine reiche schauspielerische Laufbahn bevorsteht. In Zürich hinterläßt sie die beste Erinnerung.

Die Elektra und die Fräulein Julie hat sie uns, wie schon erwähnt, in jüngster Zeit noch gespielt. Hofmannsthals Elektra bedarf hier einer Würdigung wohl kaum mehr. In den letzten Monaten war die

Dichtung wieder in aller Mund wegen der Musik (oder Musifizierung) von Richard Strauß. Was länger leben wird: das Musikdrama Straußens oder das Versdrama Hofmannsthals, darüber ist heute noch nichts auszusagen. Der Riesenapparat des modernen Musikers wird dafür sorgen, daß kleinere Bühnen die Hände von diesem höchst gewagten Experiment lassen; während die szenische Einfachheit der Aufführung des Dramas auch auf kleinern Bühnen keine Schwierigkeit bereitet, vorausgesetzt, daß die schauspielerischen Kräfte vorhanden sind. Mit solchen, und wenn die graue, düstere, bängliche Stimmung einigermaßen einheitlich gelingt, wird das Drama seine Wirkung nicht verfehlen, man müßte denn pedantisch immer wieder dem Wiener des 20. nachchristlichen Jahrhunderts vorrechnen (und zum Vorwurf machen), daß er kein Attiker des 5. vorchristlichen Jahrhunderts sei. Wobei dann sehr bequem gerne übersehen wird, daß auch bei dem mit der griechischen Generaltugend der Sophrosyne begabten Sophokles die Rachegier Elektras eine recht intensive Färbung trägt und ihr Seelenleben aus der Bahn des Maßhaltens beträchtlich hinausgeschleudert hat. Das „triff noch einmal" bei Hofmannsthal, die furchtbare Aufforderung Elektras an Orest, als sie draußen den Todesschrei der Mutter hört, stammt direkt aus des Hellenen Tragödie. Daß die physiologische Seite bei dem Modernen stärker betont wird als bei Sophokles, sollte billigerweise nicht wundernehmen. Das liegt nun einmal im Wurf der Zeit. Und Hofmannsthal wollte ja seine Zugehörigkeit zur modernen Schule keineswegs verleugnen. Übrigens finden sich auch bei Sophokles Stellen, die nach dieser von Hofmannsthal dann bewußt ausgebauten Seite hinführen. Elektras schmerzhafter Verzicht auf Ehe und Kinder kommt bei dem Attiker gleich zu Beginn der Tragödie zu starker Betonung.

Frl. Terwin setzte ihre ganze Kraft für die Elektra ein und erzielte einen rauschenden Erfolg. Und neben ihr hatten wir eine anmutige Chrysothemis, eine tüchtige Klytämnestra und einen trefflichen Orest. So ging eine starke, tiefe Wirkung von der Aufführung aus.

Des schwedischen Weiberhassers Strindberg naturalistisches Drama Fräulein Julie ist eine höchst interessante Studie. Der Dichter gab selbst eine eindringende Analyse der beiden Personen, die das Stück tragen und bestimmen: des vornehmen Fräuleins mit den hereditär erworbenen ordinären Neigungen und der dekadenten Richtung ihres Denkens und Wollens, sowie des streberischen Bedienten Jean, der empor möchte und doch immer noch den Bedientengehorsam im Rückgrat hat. Es fällt Strindberg nicht ein, aus der Fräulein Julie irgendwie ein sympathisches Wesen machen zu wollen. Im Gegenteil: er freut sich ausdrücklich darüber, daß derlei Individuen in Wegfall kommen als Schädlinge. Der Inhalt des Stücks ist ein sehr simpler: in der schwülen, derben, ausgelassenen Stimmung der Mittsommernacht (auch im „Johannisfeuer" geschieht ja in dieser Nacht ein Unglück), gibt sich das Fräulein dem Bedienten hin. Das Schlimme ist geschehen. Was nun? Der Bediente enthüllt gar rasch seine gemeine Seele (was man bei ihm nicht anders erwarten kann), und Julie sieht mit unaussprechlichem Ekel ein, wie tief sie sich erniedrigt hat, wie ihr ganzes Dasein besudelt ist. Völlig gebrochen, physisch und psychisch, läßt sie sich von Jean aus dem Leben hinaus suggerieren. Mit dem Rasiermesser in der Hand, das Jean noch eben zu seiner Verschönerung gebraucht hat, wankt sie unter dem Machtgebot eines fremden Willens hinaus . . .

Das springende, krankhafte, aus dem Gleichgewicht geratene Wesen der armen Julie brachte Frl. Terwin zu glaubhafter, einheitlich wirkender Wiedergabe, und für die Verzweiflung Juliens fand sie ergreifende Töne. Der pathologische Einzelfall, den Strindbergs Fräulein Julie darstellt (mit den deutlichen Untertönen des prinzipiellen Frauenverkleinerers und Frauenverächters) trat in seiner ganzen grausigen,

quälenden Realistik packend zutage. Hr. Kaase sekundierte der Schauspielerin als Diener Jean in vortrefflicher Weise.

H. T.

Berner Stadttheater. Oper. Fidelio. Als zweites Gastspiel hatte die vermutliche Nachfolgerin unserer Hochdramatischen, Fräulein M. Wilschauer vom Stadttheater in Rostock, die Leonore gewählt, und sie hat auch diesmal gute musikalische Fähigkeiten gezeigt. Ihr Organ klingt in der Tiefe und Mittellage sehr voll und rund, die Höhe hingegen ist spitz und scheint in ihrer Klangabtönung nicht zur übrigen Stimme zu passen. Im ganzen war der Eindruck ihrer Leistung ein guter, auch in der Darstellungsfähigkeit, obwohl sie uns keineswegs Fräulein Englerth wird ersetzen können.

E. H—n.

— Schauspiel. Den schauspielerischen Höhepunkt dieser Saison bedeutete das Gastspiel Irene Trieschs in Hebbels „Maria Magdalena" und Ibsens „Die Frau vom Meer". Die beiden Rollen liegen weit auseinander: Klara, das junge Mädchen, ohne kompliziertes Seelenleben, in den Kreis enger Anschauungen, starrer Moralvorschriften gebannt, die es keinen Ausweg aus seiner Qual und Not finden lassen, und Ellida Wangel, ein ins Krankhafte übergreifender Charakter, ein Weib in Unklarheit mit sich selbst mit dunklen drängenden Empfindungen.

Frau Triesch verkörperte beide Gestalten in einer Weise, für die man nur Worte rückhaltloser Bewunderung finden kann. Alles, was in diesen Rollen lag, schöpfte sie aus; für jeden, auch den feinsten, unscheinbarsten Zug fand sie eine Form des Ausdruckes, die in ihrer Schlichtheit und Einfachheit die Kunst und die geistige Vertiefung kaum ahnen ließ, die solcher Gestaltung zugrunde liegt. Frau Triesch wirkt nicht durch blendende Technik; nirgends ist Äußerlichkeit, nirgends eine Effektspekulation zu bemerken, und das ist eben das Große an ihrer Kunst: Verinnerlichung, die die denkbar größte Intensität der Wirkung schafft. — Es hatte sich nur wenig Publikum zu dem Gastspiele Irene Trieschs eingefunden; merkwürdig, wie wenig das Berner Publikum für die Schauspielkunst übrig hat.

Als Gedächtnisfeier für N. Gogols hundertsten Geburtstag fand eine sorgfältig vorbereitete Aufführung seiner Komödie „Der Revisor" statt. Von Gogols Dichtungen ist im wesentlichen nur diese Komödie außerhalb Rußlands bekannt geworden. Die siebzig Jahre, die seit ihrem Erscheinen verflossen sind, konnten ihrer sprudelnden Frische und der Wirkung ihrer nach heutigen Begriffen sehr zahm wirkenden Satire keine Einbuße tun. Das Werk fand eine vorzügliche Aufführung, bei der sich besonders die Herren Paulus und Kusterer auszeichneten.

G. Z.

Musikalisches aus der Westschweiz. Noch vor wenigen Jahrzehnten war man wohl geneigt, die Westschweiz als ein musikalisches Böotien zu betrachten, das von Musiker deutscher Kultur notdürftig kolonisiert werden müsse. Das ist anders geworden. Nicht nur produktiv nehmen unsere Romanen — ich erinnere nur an Jacques-Dalcroze, G. Doret, Pierre Maurice — am musikalischen Schaffentätigen Anteil, was jeder Teilnehmer an den Jahresfesten des Tonkünstlervereins bezeugen kann. Auch rezeptiv ist das Interesse für musikalische Genüsse und der Drang zu musikalischen Aufführungen äußerst lebendig.

In Genf hat Bernhard Stavenhagen, der Nachfolger W. Rehbergs, dem Orchester und dem Konservatorium neuen Glanz verliehen. Eine seiner Taten war die Aufführung der zweiten Symphonie Mahlers, die zweite Bruckners und Liszts Faustsymphonie, sowie der Fragmente aus „Tannhäuser", den „Meistersingern" und dem „Rheingold", die man in einer Stadt mit ständiger Opernbühne freilich lieber dem Theater überlassen sollte. Französische Art und französische Musik kam leider zu kurz, aber den Genfern kann diese Bekehrung zum musikalischen Deutschtum nichts schaden. An Chorwerken wurde eine

Jugendoper von Jacques La Veillée und C. Francks „Seligpreisungen" gegeben. In Felix Berber als Konservatoriumsprofessor und Solist ist für H. Marteau zwar kein vollgültiger, aber immerhin ein genügender Ersatz gefunden. Die Genfer Oper gab zum erstenmal vor vollen Häusern Tristan und Isolde in trefflicher Aufführung unter Leitung ihres Schaffhauser Kapellmeisters Ramm.

In Lausanne hat Alonso Cor de Las während seiner nur siebenmonatlichen Dirigentenzeit dem Orchester klassische Traditionen der Sauberkeit und Präzision eingeimpft, deren es sehr benötigte. Als Dirigent klassischer Musik war er geradezu mustergültig und in der alten Literatur sehr bewandert. An moderne Aufgaben trat er weniger gern heran, doch hat er uns eine treffliche Interpretation der hier neuen D-Moll Symphonie C. Francks beschert, die vierte, fünfte und sechste von Tschaikowsky wieder aufgegriffen und in den populären Mittwochskonzerten in neun Wochen die neun Symphonien Beethovens, vorzüglich vorbereitet, durchgespielt. Das soll ihm nicht vergessen werden.

Ist man in Lausanne mit Orchestermusik wohl versehen — wir hatten im ganzen ca. 40 Symphoniekonzerte, von Oktober bis April — so fehlt es immer noch an einem gemischten Chor, der seit zehn Jahren nicht mehr besteht, und die schon lange gewünschte Tagung des schweizerischen Tonkünstlervereins einfach unmöglich macht. Ob der am 1. Oktober eintretende neue Dirigent — man spricht von einem Franzosen — sich der Sache annehmen wird, ist fraglich, aber zu hoffen. Der Übergang des Orchesters aus den Händen des sich auflösenden Orchestervereins in die des Ende September zu eröffnenden Kasinos hat zur Gründung einer musikalischen Kommission geführt, in der Konservatoriumsdirektor Nicati und Musikdirektor Dénéréaz sitzen. Dank ihrer Initiative ist die dringend notwendige Zentralisation aller musikalischen Bestrebungen der Stadt zum Wohle des Ganzen zu erhoffen. Möge sie bald und vollständig gelingen.

Auch in Montreux ist ein besserer Geist eingezogen. Von der Anarchie eines einjährigen Interregnums nach dem plötzlichen Weggang Konrad Langes hat sich das Kursaalorchester unter der Leitung seines neuen Dirigenten nahezu erholt. F. de Lacerda, ein Portugiese aus der Pariser Schule, ist ein feingebildeter und feinfühliger Musiker von großem Anpassungsvermögen, der seinen Leuten nur das Mögliche zumutet, nicht durch schwindelhaftes Arrangement moderner Kompositionen ein unwissendes Publikum blendet, und doch mit verständig gewählten Erstaufführungen und guten älteren Sachen an den symphonischen Donnerstagen — wir hatten ihrer ca. zwanzig — mustergültige Programme zusammenzustellen weiß. Publikum und Musiker danken ihm dafür durch starken Besuch, warmen Beifall und große Anhänglichkeit.

Neuenburg hat zu seinen üblichen fünf durch das Lausanner Orchester unter Cor de Las ausgeführten Abonnementskonzerten diesen Winter zum erstenmal zwei symphonische Volkskonzerte ohne große Solisten gefügt, die sich einzubürgern scheinen. Aber die eigentlich autochthonen Leistungen sind hier die seit Jahren beliebten und wirklich bedeutenden Chorkonzerte mit dem Berner Orchester unter der Leitung Edmund Röthlisbergers, des bewährten und kundigen Dirigenten. Er ließ dieses Jahr eine konzertmäßige Aufführung der Neuenburger Festspielmusik von Josef Lauber im Herbst und Haydns „Schöpfung" im März inszeniern. Nach guter, durch freigebige Kunstfreunde gesicherter Tradition werden nur Solisten ersten Ranges, oft aus Paris, engagiert (in der „Schöpfung" der Tenor Plamondon und der Bariton de la Cruz-Fröhlich), zu denen sich diesmal eine recht viel versprechende Anfängerin aus der Stadt, Dora de Coulon, gesellte. Von dem der Société chorale beseelenden Eifer, der in zwei Jahrzehnten so ziemlich das ganze Oratorienrepertoire durchgearbeitet hat, könnte man in Lausanne und anderwärts viel lernen.

Andere Kleinstädte wollen nicht zurückstehen. Vevey, dessen gemischter Chor vor fünf Jahren ebenfalls zu Grabe ging, ließ ihn zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums eines Männerchors (LaChorale) provisorisch wieder auferstehen und weihte nachträglich seinen großen, neuen (akustisch und ästhetisch nicht einwandfreien) Konzertsaal mit einer den Umständen nach guten Wiedergabe von C. Francks Rédemption unter Troyons Leitung mit dem Lausanner Orchester und einer noch recht bedeutenden Pariser Solistin, Frl. Vila, ein. Herr C. Troyon dirigiert auch die Chorale de Montreux, die kleinere Werke wie Saint Saëns Déluge nicht übel herausbringt. Er wird endlich auf dem kantonalen Sängerfest Bruchs „Fritjof" mit der ganzen waadtländischen Sängerschar in Montreux im Juni dirigieren.

In Morges hat unser hervorragender Musikgelehrter, der Leiter der nicht genug zu empfehlenden welschen Musikzeitung La Vie musicale, Herr Georges Humbert, den dritten Akt der „Meistersinger" und ebenfalls den „Fritjof" gewagt, ohne es bereuen zu müssen, ein kühnes, von gutem Erfolge begleitetes Unterfangen.

In Yverdon gedachte der junge Neuenburger Dirigent Paul Benner mit seinem Chor und dem Lausanner Orchester Mendelssohns durch die Aufführung des „Paulus" in lobenswerter Weise.

Chaux-de-Fonds, sonst ein wenig banausisch veranlagt und von dem Geschäftsgang abhängiger als jede andere Schweizerstadt, hat immerhin zweimal die Lausanner mit Herrn Cor de Las kommen lassen und im übrigen das musikalische Bedürfnis mit Kammermusikaufführungen und Solistenkonzerten gedeckt.

Dies aus der Vogelperspektive ein flüchtiger Überblick über die wichtigsten Tatsachen unseres Musikwinters ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit. Trotzdem wird man nicht leugnen können, daß das Gesamtergebnis nach Quantität und Qualität wirklich befriedigend ist.

E. P.—L.

Berner Musikleben. Konzert Ysaye-Pugno. Es war interessant genug, die beiden Künstler in ihrem Zusammenwirken zu hören. Ein jeder blieb seiner künstlerischen Eigenart treu, und dennoch fanden sie sich in einem in Stil und Charakteristik wundervollen Zusammenspiel. Gerade die durchaus verschiedene Art der beiden Künstler, ihre scharf geprägte Persönlichkeit, ihre anerkannte Sonderstellung in der Kunst bewahrte sie wohl vor alltäglicher Kammermusikleistung. War auch die Wirkung der wiedergegebenen Werke eine ungewöhnliche, vom Althergebrachten weit abstehende, so hatte man doch das Gefühl einer großen künstlerischen Mäßigung bei aller Temperamententfaltung. Wer auch Beethovens Kreutzer-Sonate ein dutzend Mal gehört hatte, sie wurde ihm hier in tausend fein herausgearbeiteten Einzelheiten neu beleuchtet — nicht zum Nachteil des Werkes.

Besonders hervorgehoben sei die Wiedergabe der Mozart-Sonate. Duftig und doch klar, reizvoll im Klang — doch stiledel, frei im Tempo und doch rhythmisch prägnant, so rankten und verwoben sich die Themen ineinander. Und dennoch, bei aller innersten Übereinstimmung werden wohl selten zwei Menschen denselben Weg zurücklegen, ohne daß der eine führt, der andere sich unbewußt fügt. So auch in der Kunst. Hier war die Führung Ysayes deutlich wahrnehmbar. Er ist der Größere, der Tiefere und vor allem der Elastischere. Pugno zeigt sich einseitiger, kräftiger in seiner Spezialisierung, herber und fester, dabei aber schwerfälliger und breiter. Seine ungemein feine, glitzernde Technik läßt nicht darüber hinwegsehen, daß seine Auffassung eine Errungene, eine Erkämpfte ist. — Ysayes Ton, der süße, warme, herzliche und doch so feste und eindringliche, er ist nicht Blendwerk, er dringt aus tiefster Seele und dieser innerste Ausdruck, künstlerisch veredelt, ergreift uns in unwiderstehlicher Weise. Beide Künstler spielten außer den Sonaten je eine Nummer allein, Ysaye ein großes italienisches Violinkonzert, Pugno den Faschingschwank von Schumann in vollendeter Wiedergabe. E. H—n.

— Presse-Konzert. Der Hauptanziehungspunkt war Frau Adele Stöker. In ihr lernte man aufs neue eine durchaus musikalische Violinspielerin kennen, die ihre große Technik ganz in den Dienst des rein Künstlerischen stellt. Das (nicht sehr zahlreiche) Publikum wurde nicht müde, die Künstlerin durch reichen Beifall zu ehren. Außerdem wirkten noch mehrere der Solokräfte unseres Theaters in liebenswürdiger Weise mit: Fräulein G. Englerth, Fräulein Schell, die Herren V. Litzelmann, Kapellmeister Collin und als Pianist Fritz Brun. E. H—n.

St. Gallen. Im Äußern vollendet steht nun unser städtischer Saalbau, die Tonhalle, da, bestimmt, zuvörderst den Zwecken der Musikpflege, aber auch andern gesellschaftlichen und sozialen Bedürfnissen zu dienen. Was man für eine Summe, die hinter der halben Million noch um ein Wesentliches zurückblieb, erstellen zu können vorsah, das erfordert nun aber über 800,000 Fr., und dem bedrängten Unternehmen mußte das Gemeinwesen rettend beispringen. Am 25. April beschloß die politische Gemeinde St. Gallen, den Boden auf dem Untern Brühl, auf welchem der Saalbau errichtet ist, der im Februar d. J. gegründeten Tonhalle-Gesellschaft unentgeltlich zu Eigentum abzutreten, um ihr dadurch die Errichtung einer Hypothek bis zum Höchstbetrage von 250,000 Fr. zu ermöglichen. An die Kosten der innern Ausstattung des Saalbaues wurde eine Nachsubvention von 22,500 Fr. beschlossen, in der Voraussetzung — die sich ohne Frage erfüllen wird — daß auch die Ortsgemeinde St. Gallen und das kaufmännische Direktorium zusammen einen gleichen Betrag übernehmen. Damit glaubt man nun dieses Werk der Schmerzen wirklich endlich ins Leben der Tatsachen einführen zu können. Die Entstehungsgeschichte war merkwürdig genug; der vollendete Bau dürfte aber den Zwecken, für die er geschaffen wird, erfreulich entsprechen, und man hofft, ihn für die nächste musikalische und anderweitig gesellschaftliche Wintersaison in Verwendung nehmen zu können. Unser alter Saal im Westflügel des Kantonsschulgebäudes, der bisher als Konzert- und Vortragsraum diente, harrt altersmatt der Verabschiedung. Man wird ihm gerne letztlich noch ein dankend Sprüchlein widmen! F.

Im **Zürcher Künstlerhaus** brachte die vierte Serie, die den April beherrschte, wie gewohnt die Ausstellung der Gruppe Zürcher Künstler. Sie bot nicht allzu viel Außergewöhnliches. Herm. Gattiker, dessen markiger, fester Landschaftskunst man immer gerne begegnet (leider kommt man nur zu selten in den Fall, da der Künstler nicht zu den rasch Produzierenden gehört), stellte zwei prächtige, große Zeichnungen aus. Ernst Würtenberger war mit drei Porträtarbeiten vertreten, die in ihrer klaren, präzisen Zeichnung und ihrer einfach lebendigen, malerischen Durchführung von seiner ehrlichen, sachlichen, sicher charakterisierenden, stilvollen Kunst wieder den besten Begriff vermittelten. Neben einem Selbstbildnis und einem Bauernmädchen sah man ein von frischem Leben erfülltes kleines Porträt C. F. Meyers, eine ganz treffliche Leistung.

H. Sturzenegger brachte ein in Form und Farbe gutes, meisterlich breit gemaltes Damenporträt. Von Fritz Widmann sah man mehrere Landschaften, unter denen eine sonnige, schlichte Junilandschaft besonders hervorstach. Eine recht persönliche Note verrieten die Campagnabilder Wilh. Buchmanns; der Maler versteht auch figürlich klar und gedrungen zu komponieren, wie seine Hirtenfamilie zeigte. Ein ausgesprochen koloristisches Können von erfreulicher Saftigkeit trat aus den Stilleben Hans Brühlmanns hervor; vor allem zwei Blumenstücke waren in dieser Hinsicht sehr bemerkenswert. Eine sehr tüchtige Arbeit stellte Albert Wenners nacktes Mädchen im Fauteuil dar; ein breiter malerischer Stil gab sich hier hoffnungsvoll kund. Zwei Porträts Hans Alders bewiesen, daß man der Entwicklung dieses jungen Malers mit besten Erwartungen entgegensehen darf. E. S. Rüegg entwickelte vor allem auf dem „einsamen Haus“ und der

„Kartoffelleserin" eine tiefe, satte Farbigkeit von ganz apartem Reiz. Jak. Wyß war mit einer Anzahl fleißig beobachteter Landschaften vertreten; der „Bergbach" mit seinem wilden, kraftvollen Leben ragte unter ihnen besonders heraus.

Von Landschaftern seien noch genannt: Emil Anner, Conradin, Fries, Kolb (der auch ein Porträt ausgestellt hatte), Hößli, de Grada, E. Schlatter, Ruest, A. Schmid; Walthard stellte u. a. ein artiges Blatt „Mädchen am Klavier" aus. Zwei Damen, Anna Hug und Martha Sigg, wiesen sich als tüchtige Stillebenmalerinnen aus.

Unter den Plastikern begegnete man neben H. Baldin, der eine Anzahl lebendig gestalteter, zum großen Teil karikaturenhaft gefaßter Statuetten vorführte, auch dem Maler Rich. Amsler, der ein recht hübsches Charakterisierungstalent verriet. Der schon genannte Maler Hans Brühlmann wies sich mit einer Reihe stilvoll kräftig gebildeter Schmuckstücke als origineller Künstler auf diesem schönen Felde des kunstgewerblichen Schaffens aus.

Die Goldschmiedekunst bildete in der prächtigen Ausstellung von Schülerarbeiten der Kunstgewerbeschule (im Kunstgewerbemuseum) einen Hauptanziehungspunkt. Es ist erstaunlich, was dort in diesem Fach geleistet wird. Solideste, feinste Arbeit paart sich mit einem sichern Geschmack im Entwerfen der Metallgegenstände und Schmuckstücke. Hinter diesem Clou der Ausstellung standen aber die andern Abteilungen — das stilisierende Zeichnen auf Grund genauester Naturstudien, die auf dieser Basis sich aufbauende Dekorationsmalerei, die graphischen Fächer, die Buchbinderei, Textilkunst und Stickerei — qualitativ in keiner Weise zurück. Nur der größte Glanz ging eben von den Vitrinen mit den köstlichen Gold- und Silberarbeiten aus. Aufs neue konnte man wieder mit Staunen konstatieren, was aus der Zürcher Kunstgewerbeschule in diesen letzten Jahren der Direktion de Praetere geworden ist — eine (man darf es ohne allen Chauvinismus sagen) Anstalt, die in ihrer Art absolut mustergültig ist und in der Schweiz schlechterdings ohne Konkurrenz dasteht. H. T.

Literatur und Kunst des Auslandes

† **Sonnenthal.** Der Vorhang fiel. Man klatschte noch ein wenig, wie es sich bei einem Klassiker geziemt; kämpfte um seine Garderobe, trat einer Dame auf die Schleppe und sagte innert einer halben Minute siebenmal Pardon; dann ging man. Bei einer Zigarre und einem Becher Bier vergaß man sehr bald, daß etwas nach Vollendung geschrien hatte, daß etwas in uns hatte aufgehen wollen, aufgehen wie ein Wunder an einem heiligen Schöpfungstag. Aber es kam nicht dazu. Halbfertige Gefühle starben wie Blättertriebe im Spätfrost. Mit Maschinen und menschlichen Sprechapparaten hatte man auf der Bühne etwas angesäuselt, das einer Stimmung glich, da Ewiges werden kann, und blieb nur ein Versprechen, Erkünsteltes, doch keine Kunst, die aus dem braunen uralten Erdreich sprossen muß. So ging man unerquickt, enttäuscht nach Hause und blieb nichts anderes, als sich von neuem vor das Buch zu setzen und körperlose Worte in stiller Einsamkeit tief zu erleben. — Doch einmal war das anders. „Nathan der Weise" war mir ein liebes Buch geworden, ich glaubte, daß ich recht viel davon begriffen habe und ohne Hoffnung auf Bereicherung besuchte ich eine Vorstellung. Damals erlebte ich ein wirklich Wunder. Das Buch von gestern mit seinen stillen guten Weisheiten war warmes lauteres Sonnengold, das überall, wohin es niederrinnt, alte Fesseln löst und starkes tiefes Leben sprießen macht. Das Buch? Da sind banale Glaubenssätze: „Denn